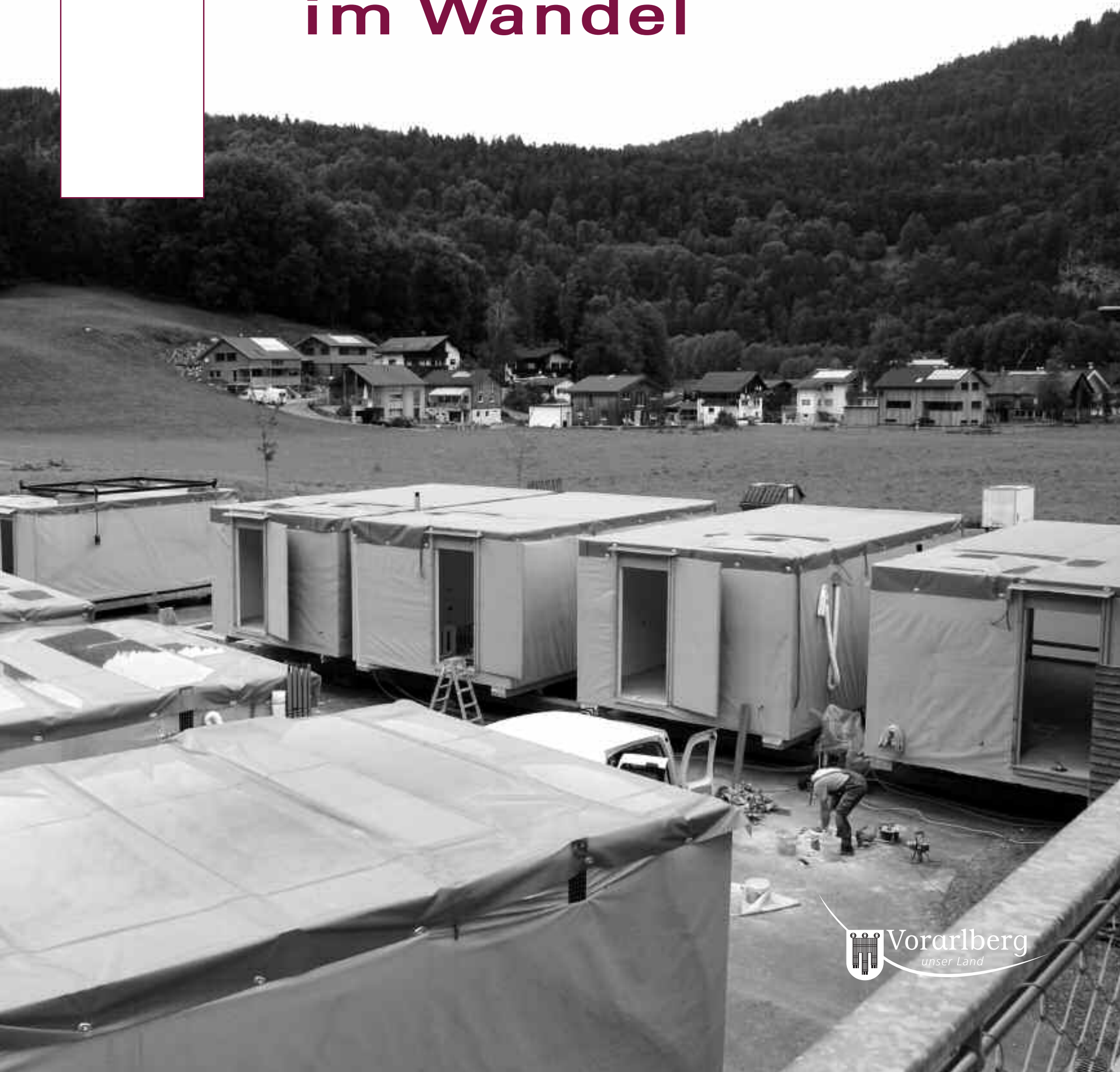


# Vorum

Verlagspostamt 6900 Bregenz  
Erscheinungsort Bregenz, P.b.b  
Nr. 022031538

Forum für Raumplanung und Regionalentwicklung in Vorarlberg Nr. 4/2009  
13. Jahrgang

## Wohnformen im Wandel





Das Auseinandersetzen mit den eigenen und den Wohnbedürfnissen anderer ist ein wesentlicher Planungsschritt.

## Erkennen der eigenen Wohnbedürfnisse

Das Zuhause ist der Ort, der uns das Gefühl von Geborgenheit, Zugehörigkeit und Sicherheit vermittelt. Architekt Wolfgang Ritsch setzt sich seit Jahren intensiv mit Wohnbedürfnissen und dem bewussten, menschenorientierten Planen auseinander. Jeder Mensch soll ausschließlich alles so auswählen und anordnen, wie es den eigenen Sinnesorganen, Gewohnheiten, Sehnsüchten und Bedürfnissen entspricht.

**vorum:** Durch die Methodik des bewussten Planens ist eine vorausschauende Wohnungsplanung im Sinne eines ganzheitlichen Lebenskonzepts möglich. Wie sieht dies konkret aus?

Wolfgang Ritsch: Spannend ist, dass wir durch diese Planungsmethodik, die mit Elementen aus der Aufstellungsarbeit und Gestalttherapie arbeitet, sehr schnell die ureigensten Wohnbedürfnisse erkennen können. 95 % unserer Wohnbedürfnisse sind in unserem Unterbewusstsein verankert und wurzeln besonders stark in den Raumerfahrungen unserer Kindheit. Maßgebend sind auch vier Faktoren, die es zu unterscheiden gilt: Die finanziellen Möglichkeiten, die räumlichen Gegebenheiten

und die wirklich funktionellen Bedürfnisse. Diese drei Parameter stehen fest und sind natürlich ganz unterschiedlich. Der vierte Parameter ist das persönliche Bedürfnis. Welche Raumstimmungen, welche Farbgestaltungen, welche Materialien sind für mich angenehm?

**vorum:** Welche Methodenkompetenzen braucht es, um die tatsächlichen Bedürfnisse herauszufiltern?

Wolfgang Ritsch: Zwei Elemente sind dafür wesentlich: Erstens zuhören können und die Fähigkeit zur Empathie. Ich muss mich in die Situation des Gegenübers einfühlen können, mich mit der eigenen Persönlichkeit einbringen und auch mit dem Raum und der Situation empathisch sein. Wichtig ist zudem eine sorgfältige Analyse. Sowohl das Bewusstmachen von Bedürfnissen als auch das Ausschließen von vermeintlichen Bedürfnissen. Denn aus der Differenz entsteht das Eigene und nicht aus der Gleichförmigkeit.

**vorum:** Sie haben im Rahmen der Programmlinie „Haus der Zukunft“ mit der Firma Rhomberg Bau das nachhaltige Bauprojekt Sandgrubenweg in Bregenz verwirklicht. Gelobt wird vor allem der Aspekt der sozialen Nachhaltigkeit – was ist darunter zu verstehen?

Wolfgang Ritsch: Die soziale Nachhaltigkeit ist Teil einer ganzheitlichen Nachhaltigkeit und lässt sich nur über das Erfüllen der Wohnbedürfnisse abdecken. Neben den Elementen der ökonomischen, der ökologischen und der kulturellen Nachhaltigkeit im Sinne von Bautradition und Baukultur

„Der Mensch muss in den Mittelpunkt und darf nicht ‚Füllmaterial‘ der Bauträger und Bauwirtschaft sein.“ Wolfgang Ritsch

spielt das sozial-kulturelle Umfeld eine enorme Rolle. Bei Neubauten stellt das eine große Herausforderung dar und die individuell gestaltbare Wohnung ist ein wesentlicher Baustein, damit dies gelingt.

**vorum:** Bei dem Projekt ist auch geomanisches Wissen in den Planungsprozess mit eingeflossen.

Wolfgang Ritsch: Uns war es ein Anliegen, die gegebenen Kraftsysteme sowie die anthropogenen Beeinflussungen des Ortes und der angrenzenden Landschaften zu analysieren. Durch eine entsprechende Freiraumgestaltung schaffen wir eine erlebbare und fühlbare Vitalität des Lebensraumes.

**vorum:** Das Projekt ist auch als Intervention zur Förderung der Lebensqualität des Ortes, des Stadtteils und seiner Bewohner zu sehen?

Wolfgang Ritsch: Die besondere Lage im Stadtteil Bregenz Vorkloster ermöglicht eine vielseitige und lebendige Wohn- und Lebenskultur. Wie beispielsweise die Nutzung von Synergien mit

dem benachbarten Pilotprojekt „Jung-Alt“ der St.-Anna-Stiftung, dem Lebensraum Bregenz und dem Geschäftspark „schoeller 2 welten“, welches unter dem Motto „Arbeiten und Leben“ entwickelt wird. Das Projekt leistet somit einen Beitrag zur kommunalen Stadtentwicklung in Rieden-Vorkloster.

**vorum:** Gewinnen gesellschaftliche Themen wie Kinderbetreuung, Mobilität, Arbeit und Lebensstile der Bewohner bei der Planung und Realisierung von Mehrfamilienwohnungen zunehmend an Bedeutung?

Wolfgang Ritsch: Ja, ganz sicher. Allerdings besteht aus meiner Sicht immer noch ein Engpass im Wohnbau darin, dass das vorhandene Wissen bis heute nur unsystematisch genutzt wird. Ich bin davon überzeugt, dass es in Zukunft vermehrt um Wohnungsangebote gehen wird, bei denen jeder Mensch individuell entscheiden kann, ob er eine Wohnung mit hoher Grundrissflexibilität, eine Wohnung mit hoher gemeinschaftlicher Verbundenheit, eine umwelt- und ressourceneffizient hergestellte Wohnung, eine Wohnung mit individueller Materialwahl oder eine Wohnung mit verschiedenen Dienstleistungsangeboten haben möchte.

**vorum:** Ein Patchwork an Lebensformen führt also zu einem Patchwork an Wohnungsangeboten und zu einem Patchwork an Architekturen?

Wolfgang Ritsch: Wir werden in Zukunft „sowohl als auch“ anstatt „entweder oder“ anbieten müssen. Es geht um die Integration ökonomischer, ökologischer und vor allem sozial-kultureller Komponenten sowie individuell-gesundheitlicher Aspekte in einem ganzheitlichen und ausgewogenen Mix.

**vorum:** Vorarlberg scheint aufgrund des hohen Bewusstseins für Baukultur, Bau-tradition und Siedlungsgestaltung ein guter Boden für bewusstes Bauen und Planen zu sein.

Wolfgang Ritsch: Wir sind hier im Land auf einem guten Weg, die Lebensraumqualität weiter zu entwickeln und zu gestalten. Das bewusste Planen ist hier ein wichtiges Element. Wir sollten alle gemeinsam daran arbeiten, menschenorientierte und nicht bauproduktionsorientierte Räume zu schaffen.

Der Mensch muss in den Mittelpunkt und darf nicht „Füllmaterial“ der Bauträger und Bauwirtschaft sein. Ich wünsche mir noch mehr Mut zum experimentellen Bauen und Wohnen. Mit dem Haus der Zukunft haben wir schon einmal ein Stück Schaufenster einer ökosozialen Marktwirtschaft geschaffen.

DI Architekt Wolfgang Ritsch,  
Atelier für Baukunst, Dornbirn  
[www.ritsch-baukunst.at](http://www.ritsch-baukunst.at)

## POMALI

Praktisch  
Ökologisch  
Miteinander  
Achtsam  
Lustvoll  
Integrativ

Unweit der niederösterreichischen Marktgemeinde Wöbling, zwischen St. Pölten und Krems gelegen, entsteht ein kooperatives Wohnprojekt in Form einer lebendigen Dorfgemeinschaft. Die ökologische Gemeinschaftssiedlung mit rund 25 Wohneinheiten wird nach den Vorgaben der zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohnern geplant und von einem gemeinnützigen Bauträger unter Ausnutzung der niederösterreichischen Wohnbauförderung bis Mitte 2011 errichtet.

Hinter POMALI steht der Verein „Miteinander Zukunft Bauen“. Martin Kirchner hat sich gemeinsam mit seiner Frau Petra und zwei weiteren Familien intensiv mit kooperativen Wohnprojekten im In- und Ausland auseinandergesetzt. Gemeinsam mit Architekt Georg W. Reinberg, einem Pionier der Solararchitektur in Österreich, schafft die Planungsgruppe hier einen leistbaren, ökologischen, intergenerativen und kulturkreativen Lebensraum. In dem Gemeinnützigen Bauträger „Heimat Österreich“ haben die Initianten den passenden Partner für die Umsetzung ihrer Öko-Siedlung gefunden.

### Lebensfreundliche Kultur

Das Cohousing-Konzept bietet eine „vorbereitete Umgebung“, in der eine aktive Gemeinschaft entstehen und gelingen kann. Im Alltag, bei regelmäßigen gemeinsamen Mahlzeiten und weiteren gemeinschaftsfördernden Aktivitäten kann natürliche und spontane Begegnung stattfinden. Gleichzeitig bietet die Siedlung auch den entsprechenden Privatraum für individuellen Rückzug. Pomali soll ein bunter und integrativer Ort werden, mit einer Vielfalt an Menschen, Beziehungen und Örtlichkeiten sowie auch mit einer Gartenanlage, die großzügig nach Permakultur-Kriterien gestaltet werden soll. Ebenso soll hier generationsübergreifend gelebt werden – mit respektvollem und toleranterem Umgang und wechselseitiger Unterstützung zwischen Jung und Alt. Auch eine Trennung von Leben und Arbeiten soll ein Stückweit aufgehoben werden, indem Arbeitsplätze vor Ort entstehen.

### Wohneinheiten

Generell plant die Gruppe eher kleine und schlicht gehaltene private Wohneinheiten. Dies wird möglich, indem Gemeinschaftseinrichtungen für nicht alltägliche Anforderungen (z.B. Gäste, Feste, Sauna) zur Verfügung stehen. Durch die Schaffung eines Gemeinschaftsbüros und einer Gemeinschaftswerkstatt entsteht ein zusätzlicher Mehrwert für die künftigen Bewohnerinnen und Bewohner.

Verein Miteinander Zukunft Bauen, Dipl.-Ing. Martin Kirchner  
[www.pomali.at](http://www.pomali.at)



Zukünftige Bewohnerinnen und Bewohner treffen sich öfters auf dem POMALI-Baugrundstück.

### Die Besonderheiten von Cohousing

- Cohousing hat sich als Wohnform bzw. Lebensstil vor allem in den USA und Skandinavien seit über 25 Jahren bewährt. In Österreich gibt es derzeit ein vergleichbares Projekt in Gänserndorf, NÖ.
- Aktive Einbindung der zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner in den Planungs- und Entwicklungsprozess
- Großzügige Gemeinschaftseinrichtungen
- Fußgängerorientierte und begegnungsfördernde Architektur mit dörflichem Charakter
- Nicht-hierarchische Struktur und Mitbestimmungsrecht für alle
- Selbstorganisierte Verwaltung und Instandhaltung durch alle



Martin Kirchner

### Bewusstes Planen – Die vier Grundprinzipien

- Planen mit Erinnerung
- Planen mit bewusster Wahrnehmung
- Analyse der Infrastruktur
- Vision der Zukunftsbilanz

= individuell, ganzheitlich und nachhaltig

# Von der Verschwendung ...

Macht man einen Spaziergang durch eine beliebige Häusersiedlung, so wird man zahllose Beispiele für grandiose Verschwendungen finden.

Es beginnt bereits damit, dass solche Agglomerate eine Verschwendung verfügbarer Landschaft wie öffentlicher Mittel (Straßenerhaltung, Schneeräumung, Kanalisation und so weiter) sind. Diese Art der Verschwendung setzt sich in den einzelnen Objekten fort, in totem Raum, in unnützem Zierrat und modischem Beiwerk. Zumeist werden solche Häuser für Familien geplant. Später ziehen die Kinder aus und die Häuser werden nur noch von ein oder zwei Personen bewohnt. Wer immer ein Einfamilienhaus errichtet, ist davon überzeugt, dass sein Gebäude sehr schön ist, sich von allen anderen abheben soll und die Zeit überdauern wird. Tatsächlich wirken die meisten dieser Bauwerke bereits nach wenigen Jahren als habe

man es mit abgetragenen Kleidern zu tun. Nicht zufällig sind im Hausbau gerade die Repräsentationsflächen von Bedeutung. Ob Tapeten, blumengeschmückte Fenster oder Balkone, Malereien an der Hauswand, das eigene Heim wird durch die Augen anderer betrachtet. Ist das Neue zur Gewohnheit geworden, so ist es schnell entzaubert und dem Überholten zugeordnet. Der offene Kamin, einmal selbstverständlich geworden, eignet sich nicht länger dazu, sich von den anderen abzuheben. Bauherren sind darum bemüht, ihrem Haus eine „persönliche Note“ zu verleihen, sich mit Hilfe seiner Gestaltung abzugrenzen, das Haus buchstäblich „umzuschmecken“. Dies ist Ausdruck einer Gesellschaft, in der sich jeder behaupten, letztlich selbst erfinden

muss. Die „persönliche Note“ macht die Not zur Tugend, kaschiert das Unverständene als produktive Leistung. Paradoxerweise hat das Bemühen um Eigenart das Gegenteil zur Folge. Alexander Mitscherlich schrieb angesichts der Rundbögen, vorgekragten Blumenfenster, mosaikumrandeten Entrees und schmiedeeisernen Künstlichkeit: „Dem Bauherrn sei es gestattet, seine Wunschträume mit seiner Identität zu verwechseln.“

**Funktionalität allein macht ein Bauwerk noch lange nicht zu einem schönen Objekt**

Denke ich an funktionale Architektur, dann fallen mir Schweinemast-, Fremdenverkehrs- und Industriebetriebe ein. Hier wird auf all das verzichtet, was nicht dem eigentlichen Zweck dient. Bei großen Fremdenverkehrsbetrieben lohnt es sich in den Keller zu gehen und die Versorgungsleitungen zu betrachten, mit denen etwa Gaststuben mit Getränken versorgt werden. Spätestens hier gibt es keinen Zweifel mehr, dass wir es trotz aller Oberflächengestaltung mit höchst funktionalen Gebäuden zu tun haben, dass „Gäste“ weniger bewirtet als bewirtschaftet werden. Zweifellos sind solche Bauten höchst funktional, eben auf das reduziert, was den Planern als dienlich oder gerade noch notwendig erschien. Das bedeutet noch lange nicht, dass sie auch den Menschen gerecht werden, die darin arbeiten oder wohnen. Ein gelungenes funktionales Wohnobjekt muss Bedürfnisse weiter fassen. Ein funktionales Gebäude kann erst dann ein schönes Gebäude sein, wenn es unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht wird, Teil und Ausdruck eines sozialen Gefüges ist.

**Wohnraum soll den finanziellen Möglichkeiten und den persönlichen Bedürfnissen entsprechen**

Es fehlt nicht an Versuchen, Wohnobjekte erschwinglicher zu machen, tatsächlichen Bedürfnissen wie Einkommensverhältnissen



Prototyp und 1:1-Modell der smart\_LIVINGUNIT bei der Ausstellung „Wohnmodelle weltweit“ im vai Dornbirn.

# ... zu funktionellen Wohnobjekten

DER KRITISCHE BLICK

INNOVATIVES WOHNEN



Foto: Kerstin Lurger

Bernhard Kathan

entsprechend zu planen. Wer heute ein Wohnobjekt kauft oder für sich errichtet, arbeitet in der Regel ein halbes Leben dafür. Dies müsste so nicht sein. Freilich müsste man Wohnen anders denken, bedürfte es anderer gesetzlicher Regulative. Warum sollte man Wohnobjekte nicht als das begreifen, was sie sind, nämlich temporäre Objekte? Wo immer wir es mit dem Wunsch zu tun haben, sich ein Haus zu bauen, da haben wir es auch mit Irrationalem zu tun. Man müsste sich genauer mit dem „Nesten“ befassen, welches weit über das Bedürfnis hinausgeht, nur ein Dach über dem Kopf zu haben, einen sicheren Ort. „Nesten“, dieses Verhalten verbindet den Menschen mit Kühen, Mäusen oder Vögeln. Vielleicht müsste man Baukommissionen zu „Unterausschüssen des Nestverhaltens“ umbenennen. Im Althochdeutschen meinte bauen („buam“) so viel wie wohnen. Heute verstehen wir unter dem Bauen nur noch so viel wie das Errichten von Bauwerken. Von der ursprünglichen Bedeutung des Begriffs sind wir abgekommen. Tiere tragen ihre Rankämpfe mit ihrem Körper aus. Der Mensch tut dies mit Hilfe seiner dinglichen Ausstattung, dazu zählt auch die Architektur, ihre Möblierung und Ornamentierung.

Bernhard Kathan, Kulturhistoriker, Schriftsteller, Künstler.  
Lebt und arbeitet in Innsbruck und Fraxern  
[www.hiddenmuseum.net](http://www.hiddenmuseum.net)

Mein persönlicher Wohntraum: „Ein ausschließlich von meiner Hand erbautes Gebäude, vollkommen auf das Notwendigste reduziert.“

Meine Wohnrealität: „Ich lebe in einer großen Gründerzeit-Wohnung in der Stadt und temporär in meinem selbst erbauten Objekt in den Bergen.“ Bernhard Kathan

## Elastisches Wohnen in der Wohnmaschine

Der Architekt Angelo Roventa hat sich intensiv mit funktionalen Wohnobjekten beschäftigt. Als ein Beispiel sei ein von ihm in Hohenems realisiertes Wohnhaus aus Industriecontainern genannt. In seinem Projekt smart\_LIVINGUNIT geht er einen Schritt weiter, verspricht dieses doch eine Multiplikation der Nutzfläche.

Dank eines variablen Modulsystems, dessen Elemente sich von Hand oder maschinenbetrieben verschieben lassen, lässt sich ein und derselbe Raum wie die Bühne in einem Theater in kürzester Zeit umgruppieren und die Nutzfläche bis auf das Vierfache vergrößern. Da es im Gegensatz zum Theater keine Räume hinter, über oder unter der Bühne gibt, ist von der Nutzfläche jeweils jener Raum abzuziehen, den die komprimierten, aber nicht verwendeten Module benötigen. Das modulare Möbelsystem gewährleistet aufgrund verschiedener Raumarrangements sämtliche Funktionen mit dem Komfort einer herkömmlichen Wohneinheit. Die Funktionen können innerhalb der Wohneinheit simultan oder der Reihe nach aktiviert werden.

„Mit smart\_LIVINGUNIT möchte ich eine zeitgenössische Antwort auf die Probleme zum Thema Wohnen, Leistbarkeit, Energieeffizienz und Nachhaltigkeit geben. Mein Lösungsvorschlag stellt endlich den Nutzer ins Zentrum des Projektes.“  
Angelo-Silviu Roventa

### Optimale Raumnutzung bei geringstmöglichen Kosten

Zweifellos erfordert smart\_LIVINGUNIT eine gewisse Disziplin, soll das System optimal genutzt werden. Auf jeden Fall würde Wohnen tendenziell zu Arbeit. So wäre die Person, die in einer smart\_LIVINGUNIT wohnt, ständig angehalten, den Raum anlassgerecht umzustrukturieren.

„Ich betrachte den gegenständlichen Prototyp als didaktisches Modell und plane demnächst konkrete Gespräche in Richtung Kooperation mit interessierten Vorarlberger Unternehmen. So hätte die smart\_LIVINGUNIT das Potential, ein seriell gefertigtes, lokales Produkt mit globaler Beachtung zu werden.“ Angelo-Silviu Roventa

### Ein höchst zeitgemäßes Projekt

Während die meisten Architekten davon leben, unverwechselbare Unikate zu schaffen, arbeitet Angelo Roventa an einem bestmöglich durchdachten und multiplizierbaren Objekt bzw. Wohnprodukt, welches für den Nutzer nicht allein finanzierbar sein, sondern ein breites Spektrum an Gestaltung ermöglichen soll. Ob smart\_LIVINGUNIT zu einer Art „tätigem Wohnen“ führen wird, wird weniger von den Intentionen des Architekten als vom jeweiligen Nutzer wie vom gesellschaftlichen Umfeld abhängen, in dem sich dieser bewegt.

Bernhard Kathan

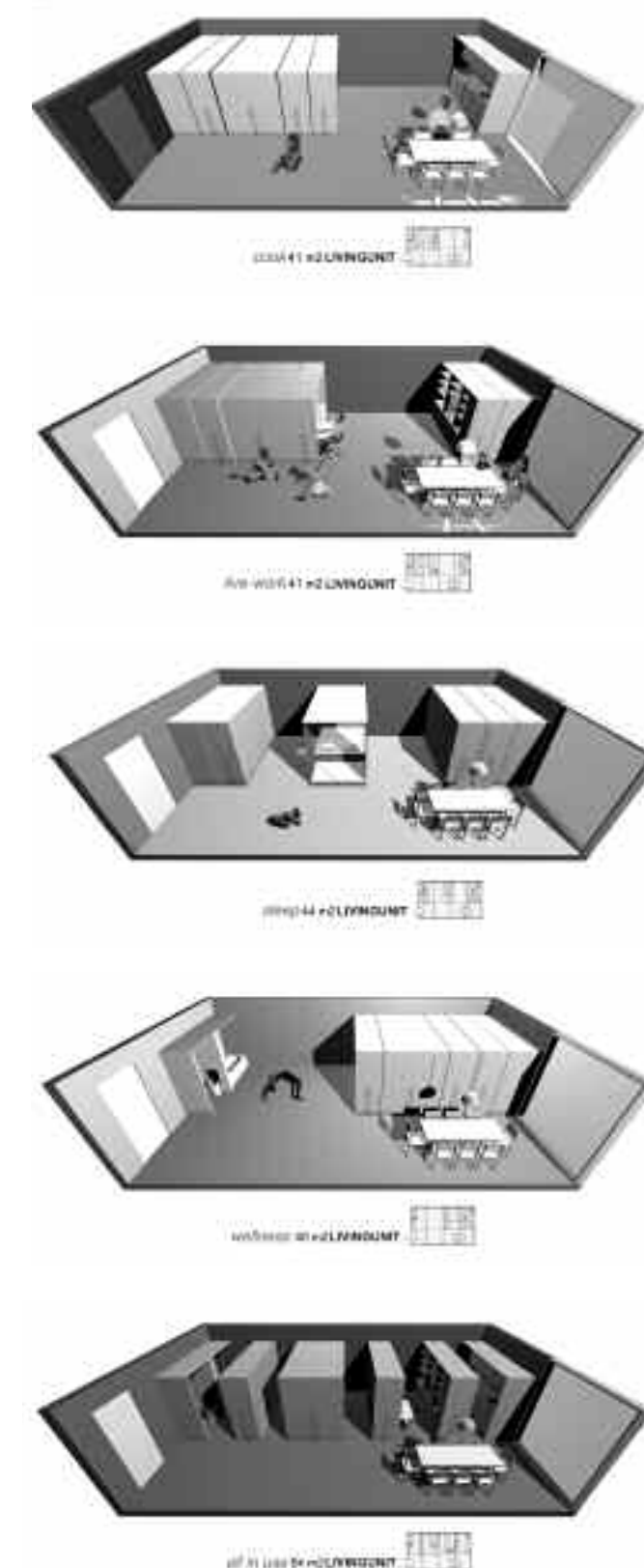
Mein persönlicher Wohntraum: „Die raumbildenden Elemente (Bausteine) meines Wohntraums sind die Menschen, die ich liebe, architektonische und andere Aspekte spielen eine untergeordnete Rolle.“

Meine Wohnrealität: „Meinem Traum entsprechend.“

Angelo-Silviu Roventa  
Dornbirn und Wien,  
[roventa@aon.at](mailto:roventa@aon.at)



Foto: Kerstin Lurger



# Wohnungen als Orte des Miteinanders

ZUKUNFTSBILDER

**vorum: Herr Gnaiger, Sie fordern schon seit Jahren andere Wohnformen und Siedlungsbauten, die sich hin zu einem gemeinschaftlichen Wohnen bewegen. Wie unterscheiden sich solche Wohnbauten von den heute gängigen Häusern?**

**Roland Gnaiger:** Wir haben in den vergangenen Jahrzehnten unglaublich determinierende Formen gebaut. Das heißt, wir bauen immer noch entsprechend dem Lebensmodell des frühen Industriezeitalters, also für die Kleinfamilie. Wir müssen uns gegenwärtigen, dass dies historisch ein ungemein junges Modell ist. Über Jahrhunderte haben Menschen in größeren Verbänden, unter Einbeziehung von mindestens drei Generationen, mit Knechten, Mägden oder Gesellen gewohnt. Auf ein Wohnen „im großen Verbund“ mit größerer sozialer Vielfalt, auch unter Einbeziehung des Arbeitens, steuern wir aus meiner Sicht auch wieder zu. Dazu muss persönliche Privatheit nicht geopfert werden.

**vorum: Obwohl die Zahl der Einzelhaushalte steigt, sehnen wir uns nach Gemeinschaft**

**und somit nach Wohn- und Lebensformen, in denen das Modell „autonom und doch verbunden“ gelebt werden kann?**

**Roland Gnaiger:** Wir erkennen einen stärkeren Zug zur Individualisierung. Das ist, wenn Sie so wollen, die soziale Dimension der Globalisierung. Ich glaube, dass es eine falsche Schlussfolgerung ist, wenn man diese Individualisierung gleichsetzt mit Vereinzelung, Egoismus und Verweigerung gegenüber der Gemeinschaft. Ich bin davon überzeugt, dass wir aufgrund dieser neugewonnenen Freiheiten auch wieder neue, freie Verbindungen eingehen werden und wenn man genau in die Gesellschaft schaut, dann sieht man, dass wir soziale Verbundenheit in vielfältigen und neuen Form der Hilfe – sei es vom gemeinsamen Lernen mit Kindern, bis zur Betreuung und Hilfestellung alter Menschen – ausgeprägt leben. Die neuen Formen der „Wahlverwandtschaften“ werden durch unsere Bauten in Vorarlberg allerdings noch nicht unterstützt.

**vorum: Wir brauchen Bauformen, die unterschiedlichen Bedürfnissen und Gemeinschaftsengagements entgegenkommen und auch atmosphärisch als „Wohn- und Lebenssiedlungen“ begriffen werden. Wenn wir dies in Form eines Bildes betrachten, was sehen wir?**

**Roland Gnaiger:** Wir sehen ein Quartier mit einer ganz großen sozialen Durchmischung – das ist ein ganz wichtiges Kriterium. Unterschiedliche soziale Schichtungen und unterschiedlichste Berufs-

gruppen. Eine Mischung von Generationen: junge Familien, Alleinerziehende und alte Menschen in unterschiedlichen Lebensformen. Wir sehen unterschiedlichste räumliche Funktionen, wo gewohnt, gespielt, aber auch gearbeitet wird. Wo es interessante Freizeitangebote auch innerhalb der Siedlung gibt. Etwa eine Sauna, einen Fitnessraum und bei entsprechender Größe der Siedlung eine gastronomische Einrichtung. Es gibt Orte der Privatheit, Orte der Begegnung sowie Spiel- und Bewegungsplätze für Kinder und Jugendliche. Und es gibt, insbesondere in größeren Anlagen, auch eine institutionalisierte „Portierloge“, eine Einrichtung, die Service bietet und Freiwilligenhilfe koordiniert. Ganz wichtig – auch im Sinne einer sozialen Durchmischung – ist, dass es sowohl geförderte wie auch nicht geförderte Miet- und Eigentumswohnungen im dichten Nebeneinander gibt.

**vorum: Außerhalb Vorarlbergs, etwa in Tübingen, Zürich und Wien finden sich schon Beispiele neuer Wohnformen. Welche Parameter sind nötig, um auch hier solche umzusetzen?**

**Roland Gnaiger:** Die Kommunen sitzen an der Schnittstelle, um so ein Projekt zu initiieren. Neben der Kommune und der Verwaltung müssen allerdings auch Genossenschaften und Bauträger mitziehen. Wir wissen ja längst, dass Vorarlberg soziologisch betrachtet eine urbane Region ist. Unsere Lebens- und Arbeitsformen, unsere Mobilität und Haushaltsgrößen haben längst die Kernwerte von Städten. Neue Formen an Wohn- und Lebenssiedlungen sind kein Privileg der Städte. Ich bin für Vorarlberg durchaus zuversichtlich. Dafür braucht es zwei, drei Bürgermeister, die sich dafür ein Herz fassen. Wenn es dafür den nötigen politischen Rückhalt gibt, dann können wir solche Wohn- und Lebensmodelle auch hier realisieren. Der entscheidende Punkt ist, dass Kommunen zu Ermöglichere werden, dass sie Selbstorganisationen unterstützen. Das geschieht durch Baugrundsicherung und -bereitstellung, Vorfinanzierung, Prozessmoderation und -koordination.

*Univ. Prof. Roland Gnaiger, Architekt. Leitet die Architekturausbildung an der Kunstuniversität Linz und hat den Masterlehrgang „überHolz“ gegründet.  
www.ufg.ac.at/architektur*

**Mein persönlicher Wohnraum:** „Möglichst viel, einfach zugeschnittener und lichter Raum sowie eine sehr geräuscharme Umgebung. Ich will in meiner Umfassungsmauer keine ‚persönliche Architektenhandschrift‘ spüren, nicht einmal meine.“

**Meine Wohnrealität:** „Zurzeit lebe ich wie ein moderner Nomade – mit zwei Wohnsitzen in zwei Städten und vielen Hotelaufenthalten.“ **Roland Gnaiger**



Großzügige Gemeinschaftsräume laden zu geplanten und spontanen Aktivitäten ein.

WOHNBEISPIEL II

## Allein und doch zusammen

Über eine interessante Wohnform für die zweite Lebenshälfte

**1999 begannen vier einander freundschaftlich verbundene Frauen Ideen für ihre zukünftige Wohnsituation zu entwickeln.**

Allen gemeinsam war, dass sie berufstätig waren und ihre Familienphase abgeschlossen hatten. In diesem Kontext sind deutlich andere Wohnbedürfnisse entstanden, erläutert Elisabeth Merkt, eine der Initiantinnen und heute glückliche Bewohnerin: „Der Wunsch nach Reduktion und Verkleinerung des eigenen Haushalts zugunsten gemeinsam genutzter Infrastrukturen war uns allen gemein.“ So riefen sie das Projekt SOLINSIEME ins Leben und machten sich auf die Suche nach einer dafür geeigneten architektonischen Hülle. Im Jahr 2001 fand sich in St. Gallen eine alte Strickereifabrik. Bereits ein Jahr später konnten über 20 neue Wohnungseigentümerinnen und -eigentümer ihr zukünftiges Heim beziehen. Durch Umnutzung der alten Fabrikräumlichkeiten entstanden siebzehn Loft-Wohnungen von unterschiedlicher Größe und Charakter. Sechzig bis neunzig Quadratmeter Wohnfläche stehen pro Partie zur Verfügung und jede Einheit hat entweder Balkon, Loggia oder Außenplatz.

Neue Wege wurden auch in der Rechtsform und in der Finanzierung beschritten. Die Wohnungen sind als Stockwerkeinheiten individuell erworben und dadurch von den Eigentümern privat finanziert. Die allgemeinen und gemeinschaftlichen Be-

„Den Umzug aus dem Familienhaus vor einem halben Jahr habe ich noch keinen Augenblick bereut. SOLINSIEME bedeutet für mich individuelles Wohnen in einer anregenden Gemeinschaft und echte Lebensqualität.“ **Erna Meite**

„SOLINSIEME bedeutet für mich Würde und sinnvolles Leben im Alter. Zugehörigkeit zu einer vertrauten Gruppe und kreatives Engagement für eine Gemeinschaft.“ **Jeannette Steccanella**

reiche des Gebäudes sind separates Eigentum der Genossenschaft SOLINSIEME und werden von den Genossenschaftern durch Anteilscheine, Darlehen und Hypothek finanziert. 15 % der Gesamtfläche wird gemeinschaftlich genutzt. Ein großer Raum mit Bar und Küche sowie Werk- und Atelierräume für verschiedene Aktivitäten und ein Gästezimmer mit Dusche/WC steht allen Bewohnerinnen und Bewohnern zur Verfügung. In den Gemeinschaftsräumen wird gemeinsam gefeiert, gearbeitet, diskutiert und gegessen. So findet einmal im Monat ein *Vollmond-Suppen-Abend* statt, zu dem auch Bewohnerinnen und Bewohner aus der Nachbarschaft eingeladen sind. Wesentlich für Elisabeth Merkt ist, „dass die Gemeinschaft nicht aus Zwang besteht, sondern als freiwillige Wahlverwandtschaft gelebt wird.“ Heute wird die Wohnfabrik von Einzelpersonen und Paaren ver-

schiedenen Alters bewohnt. Die älteste Bewohnerin ist 70 Jahre alt und eine Bewohnerin lebt mit ihrem Kleinkind in der Wohnfabrik.

**Das Projekt hat auch neuen Schwung ins Quartier gebracht**

Nachdem der Quartierladen seit Jahren Kunden verlor, hat sich der Umsatz stark verbessert und auch die neu begrünt und bepflanzten Außenräume sind eine Aufwertung für die gesamte Umgebung. Die Parkplätze wurden reduziert und das Carsharing-Unternehmen Mobility hat einen Standplatz vor dem Haus eingerichtet. Die sozial-integrativen Aktivitäten von SOLINSIEME werden im Quartier gerne angenommen.

„Wir haben die Gemeinschaft bewusst zu einem Zeitpunkt gegründet, an dem alle noch berufstätig waren oder kurz vor der Pensionierung standen. Dies ermöglichte uns einen schrittweisen Übergang vom Berufsleben in die Pensionierungsphase und gleichzeitig ein Erproben des Zusammenlebens, ein Hineinwachsen in eine neue Lebens- und Wohnform.“ **Elisabeth Merkt**

KENNDATEN

### Wohnfabrik SOLINSIEME

Tschudistrasse 43, 9000 St. Gallen

Rechtsform und Trägerschaft:

Genossenschaft (allgemeine Teile) und Eigentumswohnungen

Wohnungsmix und Kosten:

17 Kleinlofts (1.245 m<sup>2</sup> Wohnfläche)

55–93 m<sup>2</sup> 238.000–375.000 CHF

Gemeinschaftsräume\*

222 m<sup>2</sup>

Anlagekosten

6 Mio. CHF

\*Anteil von 20.000 CHF pro Wohneinheit für Gemeinschaftsräume, zahlbar in Form von zehn Genossenschaftsanteilscheinen



Foto: Ursula Heiliger

Wir werden nicht nur älter, wir arbeiten länger, sind aktiver und unternehmungslustiger, als es unsere Großeltern waren. So ist die zweite Lebenshälfte heute für viele Menschen geprägt von vielfältigen Aktivitäten, die ein selbstbestimmtes Handeln mit und ohne Behinderung oder anderen Einschränkungen verlangen.

In diesem Kontext steht auch die Frage nach Wohnformen, die es erlauben, diesen länger und wichtiger werdenden Lebensabschnitt nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu gestalten. Neben dem von der Mehrheit der älteren Menschen nach wie vor favorisierten Wohnen in der angestammten Wohnung entstehen neue gemeinschaftliche Wohnformen wie Nachbarschafts-, Haus- oder Wohngemeinschaften, integrative Wohnprojekte, betreutes Wohnen und Wohngruppen. „Wohnen im Alter“ wird in Zukunft aufgrund der demographischen Entwicklung ein zentrales Thema für Architektur sowie Gemeinde- und Stadtplanung sein.



Foto: Jean-Michel Puyol/Corbis

# Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter

**Wenn Fragen des Wohnens für ältere Menschen diskutiert und analysiert werden, sind vier gerontologische Grundprinzipien besonders relevant:**

## 1 Alter ist nicht gleich Alter

Die Alterungsprozesse von Menschen sind vielfältig und mehrdimensional. Nicht alle Frauen und Männer erfahren psychische, sensorische und kognitive Einschränkungen zur gleichen Zeit und im gleichen Rhythmus. Die enormen Unterschiede der Alterungsprozesse implizieren die Notwendigkeit einer Vielfalt an Wohnformen für das Alter.

## 2 Wohnformen und Wohnbedürfnisse variieren

wie auch die Chancen zur selbstständigen Gestaltung des Wohnens auch im Alter je nach sozialer Schichtzugehörigkeit. Wohngestaltung und Wohnkontext von Frauen und Männern aus unterschiedlichen sozialen Milieus unterscheiden sich, und je nach Höhe der Rente und des Vermögens stehen pensionierten Menschen unterschiedliche Wohnmöglichkeiten offen.

In 20 Jahren werden die Senioren nicht mehr die gleichen Lebens- und Wohngewohnheiten haben wie die jetzt lebenden älteren Menschen. Die wurden zum Teil vor dem und während des 2. Weltkriegs, dem anschließenden kalten Krieg und dem konjunkturellen Aufschwung geprägt. Die erste Nachkriegsgeneration wird anders altern als ihre Eltern. Diesen Generationenwandel hat man bisher eher unterschätzt. Zukunftsorientierte Wohnbauprojekte müssen auf die Generation, welche durch die 68er-Bewegung, gesellschaftliche Liberalisierung und Wohlstand geprägt wurden, konzipiert werden.

## 3 Wohnbedürfnisse und Wohnästhetik sind lebensgeschichtlich mitgeprägt

Je nach erlebter Biografie ergeben sich andere Vorstellungen zur idealen Wohnumgebung. Eine langjährig bewohnte Wohnung ist für ältere Menschen mehr als nur „Wohnraum“. Es ist auch der Ort, wo sich biografische Erinnerungen ansammeln, und bei einem Wechsel etwa in eine Alters- oder Pflegeeinrichtung nehmen alte Menschen nicht primär das Nützliche mit, sondern das, was ihnen lebensgeschichtlich wertvoll erscheint.

## 4 Vom altersgerechten Wohnen zum hindernisfreien Bauen und Gestalten:

In den letzten Jahren wurde die Forderung formuliert und vertreten, dass Wohnungen und Wohnumgebung möglichst altersgerecht zu bauen und zu gestalten seien. In aktuellen gerontologischen Diskussionen werden Konzepte wie „altersgerecht“ und „behindertengerecht“ vermehrt durch das allgemeine Konzept von „hindernisfreiem Bauen und Gestalten“ ersetzt. Das Konzept „hindernisfrei“ schließt nicht aus, sondern schließt ein. Da sich die Bedürfnisse von Frauen und Männern im Laufe ihres Lebens ändern, ist

## 5 Allgemeiner Bedarf und konkrete Nachfrage nach Alterswohnungen und Dienstleistungen können auseinanderfallen

Dies ist vor allem bei der längerfristigen Planung altersbezogener Wohnangebote wichtig. Ein demografisch bedingter Anstieg der Zahl an pflegebedürftigen alten Menschen bedeutet nicht eine parallel ansteigende Nachfrage nach Pflegeplätzen, weil die Nachfrage nach institutioneller Pflege von familiären Strukturen und wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig ist.

zusätzlich auch eine möglichst nutzungsneutrale Gestaltung von Wohnräumen sinnvoll. Je weniger „fertig gebaut“ wird, desto größer ist der individuelle Gestaltungsspielraum bezüglich Wohneinrichtung und Wohnnutzung.

## Generationenübergreifende Wohnformen – auch im Alter:

Während sich einige Wohnformen – wie Seniorenresidenzen und Alterswohnsiedlungen – bewusst und gezielt an ältere Personen richten, wird bei anderen Wohnprojekten eine Durchmischung der Generationen angestrebt. Einerseits soll damit eine soziale Trennung der Generationen vermieden werden. Andererseits wird davon ausgegangen, dass jüngere und ältere Menschen durch gegenseitige Kontakte voneinander profitieren. Es ist allerdings anzumerken, dass eine gute altersmäßige Durchmischung einer Hausgemeinschaft oder einer Wohnsiedlung noch keine intergenerationale Gemeinschaft garantiert. Je näher zusammen gewohnt wird, desto wichtiger sind gegenseitige Toleranz und intergenerationale Offenheit. Noch stärker als Kontakte unter Gleichaltrigen müssen Kontakte zwischen Jung und Alt regelmäßig betreut und gepflegt werden. Die Idee, dass sich gute intergenerationale Kontakte und Beziehungen automatisch ergeben, hat sich als sozialromantisch geprägte Illusion erwiesen.

## Gemeinschaftliche Wohnformen für die zweite Lebenshälfte:

Trotz oder gerade aufgrund einer verstärkten Individualisierung besteht in Teilen der Bevölkerung offenbar der Wunsch nach mehr sozialen Kontakten im Wohnbereich und Wohnumfeld. Gleichzeitig bleibt aber der Wunsch weiterhin stark verankert, eine eigene Privatsphäre beizubehalten. Die Grundbedürfnisse nach sozialem Zusammensein und Beibehaltung einer Privatsphäre werden oft gleichzeitig betont. Die heute realisierten gemeinschaftlichen Wohnformen für die zweite Lebenshälfte unterscheiden sich jedoch deutlich von der Idee der Wohngemeinschaft der 1960er und 1970er Jahre: Es geht primär um die Ergänzung der eigenen Individualität mit gemeinschaftlichen Kontakten, die über den Rahmen unverbindlicher Nachbarschaftskontakte hinausgehen.

## Betreutes Wohnen und Wohnen mit Service:

Betreutes Wohnen im Alter, zunehmend auch begleitetes Wohnen oder Wohnen mit Service genannt, beinhaltet eine Kombination von hindernisfrei gebauter Wohnung und spezifischen Hilfs- und Betreuungsangeboten. Das zentrale Ziel ist eine selbstständige Wohn- und Lebensweise auch bei gesundheitlichen Einschränkungen alter Frauen und Männer. Das Konzept des betreuten bzw. begleiteten Wohnens im Alter basiert auf zwei zentralen Grundideen: Zum einen soll an Stelle einer „Rund-um-Versorgung“ in einer Alterseinrichtung jeweils nur so viel Hilfe geleistet werden, wie im jeweiligen Einzelfall benötigt wird. Zum anderen soll ein privates und selbstständiges Haushalten und Wohnen auch garantiert bleiben, wenn ältere Menschen regelmäßige Hilfe- und Pflegeleistungen benötigen.

Prof. Dr. François Höpflinger,  
Soziologisches Institut der Universität Zürich  
[www.hoepflinger.com](http://www.hoepflinger.com)

# Mobiles Wohnen setzt mobiles Denken voraus

So paradox es klingt: Seit der Mensch sesshaft geworden ist, wird er zunehmend mobiler.

800 Millionen Menschen sind alljährlich touristisch unterwegs, in Deutschland ist das Verhältnis zwischen Pkw und Kindern 3 zu 1. 93 % der Menschen industrialisierter Länder verlassen täglich mindestens einmal ihre Wohnung um 3,5 Wege mit gesamt 39 km zurückzulegen. Durchschnittlich zieht jeder Mensch 3,4 mal um.

Obwohl wir eine „Gesellschaft in Bewegung“ sind, ist in unserer Wohnkultur Nomadentum nicht vorgesehen. Überspitzt formuliert könnte man sagen, für uns ist die Burg das „Wohnvorbild“. Wir suchen eine Wohnform, die Sicherheit ausstrahlt. Zuhause bin ich, wo ich zusperren und den Vorhang zuziehen kann. Um mich noch klarer und deutlicher abgrenzen zu können, ist den meisten Häusern noch ein Gartenzaun vorgesetzt. In unserem Kulturkreis hat sich in Richtung Öffnung – sowohl nach innen als auch nach außen sehr wenig getan.

Bei uns ist die Schnittstelle zwischen Mobilität und Sesshaftigkeit die Garage, die inzwischen zum größten Raum eines Hauses geworden ist. Ihr Mobiliar ist, was uns in Bewegung versetzt. Der traditionelle Hauseingang hat seine Bedeutung als Zwischenraum, der zwischen dem Innen und Außen vermittelt, nahezu verloren.

Öffentliche Räume sind auf Beweglichkeit programmiert, unsere privaten Räume jedoch sind nach wie vor starre Gebilde. Wohnen wird „gemessen“ an Quadratmetern Nutzfläche und an der Anzahl der Zimmer – Quantität wird als Qualität verkauft.

Variabilität und Multifunktionalität sind nach wie vor keine Parameter, obwohl das Modell der Normalfamilie auf dem Rückzug ist, kulturelle Mischformen zunehmen und der Anteil der Rentner an der Gesamtbevölkerung auf ein Drittel ansteigen wird. Es scheint, dass die sich immer schneller verändernde Öffentlichkeit eine umso unbeweglichere private Haltung provoziert, die unmittelbar im Wohnen ihren Ausdruck findet. Nach wie vor sind die einzigen beweglichen Elemente an unseren Häusern Türen und Fenster.

DI Architekt Hugo Dworzak, Architekturwerkstatt Dworzak, Lustenau  
[www.austria-architects.com/hugo.dworzak](http://www.austria-architects.com/hugo.dworzak)

Mein persönlicher Wohnraum:

„Daheim“ Hugo Dworzak

Meine Wohnrealität:

„Zuhause“ Hugo Dworzak



Foto: Hugo Dworzak

DI Hugo Dworzak

# Leben und Wohnen sind ein Prozess – beides sollte sich ergänzen

Barrierefreie Wohnräume tragen ebenso wie ökologisch verträgliche Baumaterialien erheblich zum Wohlbefinden bei. Wer barrierefrei baut, baut zukunftsfähig und schafft so einen Mehrwert für sich und unsere Gesellschaft. Menschengerichtes Bauen heißt, die bebaut und gestaltete Umwelt so mitzugestalten, dass alle Menschen uneingeschränkt daran teilhaben können. Der Begriff „menschengericht“ betrifft jeden und ist kein defizitorientierter Begriff wie „behindertengerecht“.

**vorum: Das Wesentliche Ihrer Arbeit ist Kommunikation. Ob mit der betroffenen Einzelperson, den Baurägern, Planern oder Entscheidungsträgern. Wenn die grundsätzlichen Elemente für ein menschengerechtes Bauen bereits in die Planung einfließen, dann wird es vielleicht in Zukunft möglich sein, dass alte Menschen, wenn es die geistige und körperliche Situation erlaubt, zuhause wohnen bleiben können und nicht in ein Altersheim gehen müssen?**

**Hermann Mayer:** Altersheime sind für mich keine Lösung und grundsätzlich sollten wir versuchen, dort wo es möglich ist, diese zu vermeiden. Denn das Haus, die gewohnte Umgebung, wird einfach immer wichtiger, je älter man wird. Außerdem ist es kostengünstiger. Ein Pflegebett kostet zwischen 15.000 und 18.000 Euro pro Monat. Wenn unsere Altenpflege und der Mobile Hilfsdienst weiterhin so gut funktionieren und die ambulanten Dienste noch weiter ausgebaut werden, dann können wir vielen Menschen ein würdevolles Leben zuhause ermöglichen und auch unsere Sozialleistungen würden weniger belastet.

**vorum: Es gilt also von vornherein mitzudenken – denn nachträgliche Änderungen sind teuer und kompliziert?**

**Hermann Mayer:** Ja, das Nachrüsten ist schwierig und die Menschen, die ihr Heim nicht aufgeben wollen, fühlen sich gefangen. Ich sehe das insbesondere bei älteren Wohnanlagen wie beispielsweise in den Südtiroler Siedlungen. Da resignieren Menschen, sie werden ausgegrenzt und können am Leben nicht mehr teilnehmen und sie sind trotzdem nicht bereit mit siebzig oder achtzig Jahren noch umzuziehen. Darum ist mein Traum, dass wir in 25 Jahren keine Mehrgeschosswohnungen mehr haben, die wir nachträglich adaptieren müssen. Die Wohnungen, die wir heute bauen, haben vierzig bis sechzig Jahre Bestand und alles, was wir heute an Hindernissen bauen, haben wir dann auch noch. Ich wünsche mir, dass alle gemeinsam von der Politik über die Planer und Bauräger dies erkennen und zukunftsgerichtet bauen.

## Wie könnten zukünftige Wege aussehen?

**Hermann Mayer:** Wir müssen bedenken, dass die Kosten der baulichen Maßnahmen beim menschengerechten Bauen lediglich 1 % der Bau- summe ausmachen. Ein nachträglicher Umbau kostet hingegen das 15-fache. Mein Ansatz ist radikal: Ich würde keine Wohnbauförderung gewähren, wenn jemand nicht menschengerecht baut. Die Politik muss stärkere finanzielle Anreize schaffen, um das Thema wirklich umzusetzen. Denn sehen Sie, wir realisieren im Jahr über 250 Umbauten und das werden wir uns in Zukunft nicht mehr leisten können. Es gilt heute zu handeln. Wir haben Mut in der Ökologiefrage, wir haben Mut in der Energiefrage und ich wünsche mir, wir hätten diesen Mut auch im Bereich des menschengerechten Bauens.

*BM Ing. Hermann Mayer, Leiter der Abteilung für menschengerechtes Bauen des IfS, Götzis menschengerechtesbauen.bauen@ifs.at www.ifs.at*

**Mein persönlicher Wohntraum:** „In einer Gemeinschaft, die größer ist als die Familie, will ich zwischen Individualität und Gemeinschaftssinn ein bereicherndes Leben führen.“

**Meine Wohnrealität:** „Ich wohne mit meiner Frau und unseren drei Kindern in einem vollkommen barrierefreien Einfamilienhaus.“ *Hermann Mayer*



# Junges Wohnen in Mariex

**Das Gemeinschaftsprojekt der Pfarre Frastanz und der Vogewosi hat zum Ziel, junge Paare und Familien am Beginn ihrer Selbstständigkeit zu fördern und ein Stück weit zu begleiten, sowie ihr gemeinschaftliches Miteinander und ihre Solidarität zu unterstützen.**

Die von Architekt Hans Purin geplanten Haus-einheiten haben jeweils knapp 70 m<sup>2</sup>. Sie umfassen Wohnküche, Wohnraum, 2 Zimmer, Abstellraum, Bad, Keller, überdachter Autoabstellplatz und Terrasse.

Die Miete liegt dank der Unterstützung der Vorarlberger Landesregierung deutlich unter dem Mietpreis vergleichbarer Neubauwohnungen. Die jungen Paare und Familien sollen die Chance haben, Finanzmittel für ein späteres Eigenheim oder eine Eigentumswohnung anzusparen zu können. Da es Startwohnungen sind, sind die Mietverträge auf drei Jahre ausgerichtet.

## Gemeinschaftshaus

Der große Unterschied zu „normalen“ Wohnanlagen ist sicher das Gemeinschaftshaus, welches für Feste und gemeinsame Aktivitäten ausgestattet ist. Rund um das Gemeinschaftshaus entsteht ein naturnaher Erlebnisspielplatz, welcher viel Freiraum für Bewegung und Kreativität bietet.

## Begleitung – Gemeinwesenarbeit

Erfahrungen zeigen, dass sich in nicht betreuten Gemeinschaftseinrichtungen niemand dafür verantwortlich fühlt und diese auch nicht belebt werden.

Der Verein „Wohnen für Jung und Alt in Frastanz“ übernimmt deshalb die Begleitung

des Projekts und stellt dafür eine Mitarbeiterin für Gemeinwesenarbeit zur Verfügung.

## Das gesamte Wohnprojekt umfasst 22 Wohneinheiten

Haus I	7 Reihenhäuser, fertiggestellt
Haus II	9 Reihenhäuser, fertiggestellt
Haus III	3 Doppelhäuser – Einzugstermin voraussichtlich Oktober 2010
Haus IV	Gemeinschaftshaus, kurz vor Fertigstellung

Verein Wohnen für Jung und Alt  
Christine Kieber, Frastanz  
E-Mail: jung.alt@pfarrefrastanz.at



BM Ing. Hermann Mayer



Foto: M. J. / Ombis



Foto: Marktgemeinde Frastanz

Dieses Projekt weist den Weg in die Zukunft: Menschen am Beginn ihrer beruflichen Laufbahn leistbares Wohnen zu ermöglichen. Durch die besondere geographische Lage der Wohnanlage an der Gemeinde- und Bezirksgrenze werden die Gemeinden Nenzing und Frastanz vermehrt Augenmerk auf die Zusammenarbeit im Sinne von Ausbau der bisherigen Gemeindekooperationen legen. Damit sind wir bei den Zielsetzungen des Regionalentwicklungsprozesses Walgau. Eugen Gabriel, Bürgermeister in Frastanz



Foto: Marktgemeinde Nenzing

„Junges Wohnen“ ist nicht nur eine wertvolle Ergänzung des Wohnungsmarktes unserer Gemeinde. Auch die soziale Komponente spielt gerade für junge Familien eine wichtige Rolle.  
  
Florian Kasseroler,  
Bürgermeister in Nenzing



Foto: Karin Luger

Ich finde das Angebot mit anderen, jungen Menschen in einer Wohnanlage zu leben sensationell. Begeistert bin ich auch von der Unterstützung, die ich als Bewohnerin von Seiten der Gemeinde, der Pfarre und der VOGEWOSI erfahre. Sie haben für alle Anliegen und Fragen jederzeit ein offenes Ohr.  
  
Carolin Spiß, 20 Jahre



Foto: Karin Luger

Für Familien mit Kindern ist das ein wunderbarer Platz zum Leben. Ich genieße jeden Tag den herrlichen Ausblick und den Gemeinschaftssinn in der Anlage. Besonders gut gefällt mir, dass wir hier noch in unmittelbarer Nähe zu Bauernhöfen leben und die Kinder von klein auf einen Bezug zur Natur bekommen.  
  
Sabine Hammerer, 23 Jahre,  
1 Kind – Melina, 1 Jahr



Foto: Karin Luger

Dieses Projekt ist für mich in vielerlei Hinsicht einmalig: der günstige Mietpreis, das gemeinschaftliche Miteinander der Nachbarn, die schöne Lage im Grünen und die perfekt erschlossene Infrastruktur in unmittelbarer Nähe zum Dorfzentrum.  
  
Sonja Konrad, 40 Jahre  
1 Kind – Simon, 16 Jahre



Foto: Bildz/Arbeits



Foto: Angelika Würbel

# Integration findet vor Ort statt

Der Lebensbereich Wohnen hat für Menschen mit Migrationshintergrund eine hohe Bedeutung für ihre soziale Integration. Gerade bei verdichteten Wohnformen zeigt sich, welche Herausforderungen für eine gelingende Integration zu bewältigen sind.

Kommt es in Wohnanlagen zu Konflikten zwischen inländischer und ausländischer Bevölkerung, so zeigt sich, dass sich die Problemfelder und Spannungen nicht wesentlich von Wohnanlagen mit einem ausschließlichen Anteil an inländischer Bevölkerung unterscheiden.

## Wertschätzende Atmosphäre

Der Wunsch in einer freundlichen, wertschätzenden Atmosphäre zu leben, verbindet alle

Menschen. Um Konfliktfelder im Zusammenleben zu entschärfen bedarf es mitunter professionell begleiteter Interventionen, die das gegenseitige Kennenlernen und Verstehen stärken, um so eine Basis für ein gemeinschaftliches Engagement zu finden. Konfliktpotentiale, die zunächst verallgemeinernd kulturell gedeutet werden, haben nach genauem Nachfragen ihre Ursachen hauptsächlich in Problemstellungen der Infrastruktur und der grundsätzlichen Herausforderung, individuelles Leben gestalten zu können. Besonders in größeren Wohnanlagen sind Menschen überfordert, gute nachbarschaftliche Beziehungen zum gesamten Wohnumfeld aufzubauen. Oft kommt man erst über einen Konflikt ins Gespräch. Emotionen,

die Fremdheit des anderen, und manchmal auch ein schwieriges Sozialverhalten einzelner Personen machen konstruktive Lösungen ohne Unterstützung von außen oft schwierig.

## Außenräume als Teil eines „vollständigen Wohnraums“

Gerade Menschen mit Migrationshintergrund sind aufgrund der oftmals beengten Wohnverhältnisse und geringeren Mobilität in hohem Maße auf nutzbare Grün- und Freiflächen angewiesen, die auch nachbarschaftliche Kontakte ermöglichen und so zu Orten der Integration werden. Ein konkreter Schritt zur Konfliktlösung kann die infrastrukturelle Aufwertung einer Wohnanlage sein, beispielsweise in dem die Lärmdämmung optimiert oder die Spiel- und Freizeitsituation von Kindern und Jugendlichen spürbar verbessert wird. Auch gemeinschaftsfördernde Aktivitäten tragen wesentlich zur Konfliktlösung bei.

Für eine gelingende Integration im Lebensbereich Wohnen ist es wichtig, dass sich Kommunen, Bauträger und Planer gemeinsam mit Bewohnerinnen und Bewohnern an der Verbesserung der Lebensqualität in Wohnanlagen einsetzen.

Angelika Würbel, IFS –  
Soziale Wohnformen, Rötthis  
www.ifs.at

Mein persönlicher Wohntraum: „Das ganze Haus mit Aussicht näher an die Stadt gerückt. Im Erdgeschoss eine Buchhandlung und ein Cafe.“

Meine Wohnrealität: „Eine von 62 Wohnungen in einem Hochhaus am Rande der Stadt, viel Licht und Blick auf Bodensee und Schweizer Berge.“ Angelika Würbel



Foto: Rerich Luger

Ich lebe mit meiner Frau und unserem einjährigen Sohn in einer 58 m<sup>2</sup> großen Mietwohnung. Die Wohnung empfinde ich als sehr klein und in der unmittelbaren Umgebung gibt es leider keine Grünflächen und Spielplätze.

Serkan Taslak, Dornbirn



Foto: Rerich Luger

Ich lebe mit meiner Frau und meinen vier Kindern in einer 4-Zimmer-Wohnung in Lustenau. Ich schätze in meinem Wohnumfeld besonders die Freundlichkeit der Menschen, die Sauberkeit und die intakte Natur.

Sui Bang Yong, Lustenau



Foto: Rerich Luger

Ich lebe mit meinem Mann und unseren beiden Kindern in einer 4-Zimmer-Wohnung der Vogewosi. In unserer Wohnanlage lebt noch eine Frau türkischer Abstammung, alle anderen sind Vorarlberger. Wir haben ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis.

Esma Baykal, Feldkirch

**IMPRESSUM: Herausgeber und Medieninhaber:** Amt der Vorarlberger Landesregierung, 6900 Bregenz, www.vorarlberg.at/gemeindeentwicklung **Auflage:** 7000 **Für den Inhalt verantwortlich:** Dr. Wilfried Bertsch, Abteilung Raumplanung und Baurecht, 6900 Bregenz, vorum informiert über Angelegenheiten der Raumplanung und Regionalentwicklung in Vorarlberg. Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen **Projektleitung:** Heiko Moosbrugger, E-Mail: heiko.moosbrugger@vorarlberg.at **Redaktionsleitung:** Karin Luger, karin.luger@berichtshaus.ch **Redaktionsteam:** Dr. Wilfried Bertsch, Karin Luger, Heiko Moosbrugger, Ing. Christoph Türtscher **Cover:** Bertolini LDT **Gestaltung:** Bertolini LDT, Bregenz **Druck:** Thurnher, Rankweil **vorum ist auf chlorfrei gebleichtem Recycling-Papier gedruckt.** DVR-Nr. 0058751 Der Herausgeber konnte trotz intensiver Recherche nicht alle InhaberInnen von Urheberrechten ausfindig machen, ist aber bei entsprechender Benachrichtigung gerne bereit, Rechtsansprüche im üblichen Rahmen abzugelten. **vorum erscheint 5 x jährlich und kann gratis angefordert werden bei:** E-Mail: raumplanung@vorarlberg.at, T 05574/511-27105